

(Nachdruck verboten.)

25]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nord.

10.

Die dunklen Abende waren da mit dem langen Arbeiten bei Nacht. Der Geselle ging schon in der Dämmerung, es war nicht viel für ihn zu tun. Zum November hatte der erste Lehrling ausgelernt. Er wurde ganz allein in die Kammer des Meisters gesetzt, da sah er eine ganze Woche und arbeitete an seinem Gesellenstück, ein Paar Seestiefeln. Niemand durfte zu ihm hineinkommen, und das Ganze war sehr spannend. Als die Stiefel fertig und von ein paar Meistern besichtigt waren, wurden sie bis an den Rand mit Wasser gefüllt und auf dem Boden aufgehängt. Da hingen sie ein paar Tage, um zu zeigen, daß sie wasserdicht waren. Dann wurde Emil feierlich zum Gesellen ernannt und mußte die ganze Werkstatt traktieren. Er trank Brüderschaft mit dem kleinen Mikas, und am Abend ging er aus und spendierte den anderen Gesellen und kam knall duhn nach Hause. Alles ging so, wie es gehen sollte.

Am nächsten Tag kam Zeppe in die Werkstatt hinaus: „Na, Emil, denn bist Du nun ja Gesell! Was hast Du Dir denn nun gedacht? Du willst wohl reisen? Ein frisch gebadener Gesell hat gut daran, in die Welt hinauszukommen und sich umzusehen und was zu lernen.“

Emil antwortete nicht, sondern fing an, seine Sachen zusammen zu packen. „Na ja, das Leben hängt ja nicht davon ab, wir schmeißen Dich ja nicht raus. Du kannst hier zu uns in die Werkstatt kommen und Licht und Wärme mitnehmen, bis Du was Besseres hast, das sind gute Bedingungen, soll ich meinen. Nee, damals, als ich ausgelernt hatt', da war es was anderes, einen Fußtritt vor den Arsch, und dann raus mit Dir! Und das ist gut für die Jugend, das ist gut für sie!“

Er konnte in der Werkstatt sitzen und alle die Meister auf der ganzen Insel aufzählen, die einen Gesellen hielten. Aber das war im Grunde nur Scherz, es geschah niemals, daß ein neuer Gesell aufgenommen wurde. Dahingegen wußten er und die anderen ganz genau, wieviele frischgebadene Gesellen diesen Herbst auf die Straße hinausgesetzt waren.

Emil war nicht verzagt. Zwei Abende darauf brachten sie ihn auf den Dampfer nach Kopenhagen. „Da ist Arbeit genug!“ sagte er freudestrahlend. „Du mußt mir versprechen, daß Du mir übers Jahr schreibst.“ sagte Peter, der zu der Zeit ausgelernt hatte. Ja, das wollte Emil tun.

Aber ehe ein Monat vergangen war, hörten sie, daß Emil wieder zu Hause sei. Er selbst schämte sich wohl, sich sehen zu lassen. Und dann eines Morgens kam er ganz verlegen in der Werkstatt angeschlichen. Ja, Arbeit hatte er bekommen, auf mehreren Stellen, war aber gleich wieder verabschiedet worden. „Ich hab ja nichts gelernt.“ sagte er mißmutig. Er trieb sich eine Weile umher, hatte Licht und Wärme in der Werkstatt und durfte dort mit einer Flickarbeit sitzen, die er sich gekapert hatte. Er hielt sich bis gegen Weihnachten über Wasser, aber dann gab er alles auf und tat dem Fach die Schande an, ganz gewöhnliche Lastträgerarbeit im Hafen anzunehmen.

„Ich hab fünf Jahre meines Lebens verträdelst.“ pflegte er zu sagen, wenn sie ihm begegneten. „Lauf weg, solange es noch Zeit ist. Sonst geht es Euch so wie mir.“ In die Werkstatt kam er aus Furcht vor Zeppe jetzt nicht mehr, der war böse auf ihn, weil er das Fach entehrt hatte.

In der Werkstatt war es gemütlich, wenn das Feuer im Ofen prasselte und die Dunkelheit durch die schwarzen, unbehüllten Fenster hineinglohte. Der Tisch war vom Fenster weggerückt, so daß sie alle vier Platz ringsherum finden konnten, der Meister mit seinem Buch, und die drei Lehrlinge, jeder mit seiner Flickarbeit. Die Lampe hing mitten über dem Tisch und schwälte, sie konnte die Dunkelheit so eben ein wenig aufwühlen. Das kleine bißchen Licht, das sie gab, wurde von den großen Glasugeln aufgelesen, die es sammelten und auf die Arbeit warfen. Die Lampe schaukelte leise, und der Licht-

fleck schwamm wie eine Quelle hin und her, so daß die Arbeit jeden Augenblick im Dunkeln lag. Dann fluchte der Meister und starrte leidend in das Licht hinein.

Den andern taten nur die Augen weh, aber der Meister war krank von der Dunkelheit. Jeden Augenblick richtete er sich mit einem Schauer auf. „Verdammt und verflucht, wie dunkel es hier ist, es ist ja, als läge man in seinem Grab, will sie denn heute abend gar nicht leuchten?“ Dann drehte Pelle an der Lampe herum, aber es wurde nicht besser.

Wenn der alte Zeppe hereingetrippelt kam, sah Meisten Andres auf, ohne das Buch zu verstecken; dann war er in Kampflaune. „Wer ist das?“ fragte er und starrte in die Dunkelheit hinein. „Ach, das ist Vater!“

„Hast Du schlimme Augen?“ fragte der Alte spöttisch. „Willst Du Augenwasser haben?“

„Vaters Augenwasser, nee, dafür dank ich! Aber diese verdammte Beleuchtung, man kann ja nicht die Hand vor Augen sehen!“

„Sperr's Maul auf, dann leuchten die Zähne.“ fauchte Zeppe wütend. Diese Beleuchtung war ihr ewiger Streit.

„Niemand sonst auf der ganzen Insel arbeitet, weiß Gott, bei einer so elenden Beleuchtung, das kannst Du mir glauben, Vater!“

„Ich hab zu meiner Zeit nie Klage über die Lampe gehört.“ erwiderte Zeppe. „Aber es is bessere Arbeit bei der Glaskuppel geleistet, als wie sie sie jetzt bei ihren künstlichen Erfindungen zustande bringen. Aber verschwendet werden soll ja nu mal die Jugend heutzutage kennt kein größeres Vergnügen, als ihr Geld für solch modernen Dreck aus dem Fenster rauszuwerfen.“

„Ja, zu Vaters Zeiten, da war ja alles so herrlich.“ sagte Meister Andres. „Das war ja damals, als die Engel mit weißen Stöden im Mund herumliefen.“

Im Laufe des Abends sah bald dieser, bald jener herein, um nach Neuigkeiten zu fragen und zu erzählen. Und wenn der junge Meister guter Laune war, so blieben sie da. Er war ja das Feuer und die Seele, wie der alte Herregrab sagte, er konnte infolge seines Lebens Erklärung von so vielen Dingen geben.

Wenn Pelle die Augen von der Arbeit erhob, war er geblendet. Da unten in der Werkstatt, wo Väders Sorge und die anderen saßen und plauderten, sah er nur tanzende Lichtflecke, zwischen denen seine Arbeit herumschwebte, und von seinen Kameraden sah er nur das Schurzfell. Aber drinnen in der Glaskugel lief das Licht wie spielendes Feuer, da drinnen befand sich eine Welt in ewigem Strömen.

„Na, heute abend leuchtet sie ja vorzüglich.“ sagte Zeppe, wenn einer von ihnen nach der Lampe sah.

„Ach, meinst Du nicht?“ entgegnete Meister Andres, die Sache umdrehend.

Aber eines Tages brachte der Knecht des Eisenkrämers etwas in einem großen Korb: eine Hängelampe mit Runderbrenner; und in der Dunkelheit kam der Eisenkrämer selbst, um dem ersten Anzünden vorzustehen und Pelle in die Behandlung des Wunders einzuweißen. Er ging sehr umständlich und vorsichtig zu Werke. „Sie kann ja explodieren, versteht sich.“ sagte er, „aber dann muß man den Mechanismus auch schon sehr schlecht behandeln. Wenn man bloß mit Vernunft und Sorgfalt vorgeht, is keine Gefahr vorhanden.“

Pelle stand neben ihm und hielt dem Zylinder, aber die anderen zogen den Kopf vom Tisch weg, und der junge Meister stand ganz hinten und trippelte hin und her. „Ich will, zum Kukud auch, nicht bei lebendigem Leibe zum Himmel fahren!“ sagte er mit seinem amüsanter Ausdruck. „Zum Teufel auch, wo hast Du bloß den Mut her, Pelle? Du bist ein frecher Bengel!“ Und er sah ihn mit seinem großen, verwunderten Blick an, der einen doppelten Boden aus Scherz und Ernst hatte.

Endlich strahlte die Lampe ihr Licht aus, da war nicht das entfernteste Wort unter der Decke, an dem man nicht alle Leisten hätte zählen können. „Was ist ja eine förmliche Sonne.“ sagte der junge Meister und faßte nach seinen Wangen, „ich glaub, weiß Gott, sie erwärmt die Luft.“ Er war ganz rot, seine Augen glänzten.

Der alte Meister hielt sich von der Sache fern, bis der Eisenkrämer gegangen war. Dann kam er gestürzt. „Na,

„Ist Ihr denn noch nicht in die Luft geflogen?“ fragte er ganz erstaunt. „Ein effliges Licht gibt sie, ein ganz abscheuliches Licht. Psui, sag ich! Und ordentlich hinausleuchten tut sie auch nicht, heißt sich in die Augen fest. Na ja, verderbt Ihr Euch meinetwegen die Augen!“

Aber für die anderen war die Lampe ein Zutritt zum Leben. Meister Andres konnte sich in ihren Strahlen. Er war wie ein sonnenstrahlender Vogel; während er so ganz ruhig dasaß, überkam ihn plötzlich ein Jubeln. Und den Nachbarn gegenüber, die kamen, um die Lampe zu sehen und ihre Eigenschaften zu erwägen, erging er sich in großer Redensarten, so daß sich das Licht für sie verdoppelte. Sie kamen fleißig und blieben leichter hängen. Der Meister strahlte und die Lampe strahlte; wie Insekten wurden sie von dem Licht angezogen, von dem herrlichen Licht!

Zwanzigmal am Tage war der Meister draußen in der Haustür, kam aber immer gleich wieder herein und setzte sich auf den Fenstertritt, um zu lesen, den Stiefel mit dem hölzernen Absatz nach hinten von sich streckend. Er wie viel, Belle mußte jeden Tag frischen Sand unter seinen Platz legen.

„Is da woll nich irgendein Tier, das in Deiner Brust sitzt und nagt?“ sagte Oheim Jörgen, wenn der Gusten Andres arg quälte. „Du siehst jetzt übrigens so gesund aus, Du erholtst Dich wohl, ehe wir's uns versehen!“

„Ja, weiß Gott!“ Der Meister lachte fröhlich zwischen zwei Anfällen.

„Seh dem Vieß nur gehörig zu, denn freipt es sicher. Nu, wo Du an die Dreißig bist, soll man ihm ja beisommen können. Wenn Du ihm Kognak gäbst!“

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Schorsch seine Lene kurierte.

Von Emil Unger.

Ueber dem Städtchen lag die brütende Mittagsstille. Die engen Gassen waren wie ausgestorben, die Einwohner hatten sich in den kühlen Häusern verkrochen. Selbst den Hunden war das Pflaster unter den Füßen zu heiß geworden, faul und schläfrig verkrochen sie sich in schattigen Winkeln.

Ja, heuer meinte es der Sommer gut — die ältesten Leute — Jeden Tag prächtiges Wetter, ab und zu nachts ein erfrischender Gewitterregen — so ging es schon wochenlang.

Die Bauern freuten sich, sparten ihre Wittproportionen und fuhrn oder schlenderten seelenvergnügt am Sonntag in die Stadt, wo sie im Vorgefühl des kommenden Erntesegens so mancher Bouteille das Todesurteil sprachen.

An den Feldwegen bog sich die Obstbäume unter der Last der Früchte und auf den Aedern wogte ein Goldmeer von dicken Wehren.

Noch ein paar Tage, dann fuhr die Sense dazwischen und auf schwankenden Wagen zogen stramme Arbeitspferde die köstliche Habe heimwärts.

In „Goldenen Stern“ am Marktplatz ging es hoch her. Die beiden Stuben waren voll besetzt mit Landleuten, unter die sich auch einige Städter gemischt hatten.

Die Jungen gröhnten und neckten sich mit den schmuden, handfesten Mädeln, die weil die Alten über Vieh und Landwirtschaft sprachen.

„Guck dol!“ rief jetzt der Gastbauer aus Seebach, „da geht der Wagnerschorsch!“

Er zeigte mit der Hobigen Pfeife nach dem Markte hinüber, wo soeben ein großer, breitschultriger Mann langsamen Schrittes auf den Gasthof zuging.

„Schorsch, Schorsch!“ rief nun die ganze Tischgesellschaft wie aus einem Munde, „da, trink emoll“, und fünf, sechs Gläser Wein wurden dem Ankommenden zugleich hingereicht. Er grüßte mit einem schwachen Lächeln und trank aus jedem Glase. Dann stieg er die paar Stufen hinauf und betrat das Gastzimmer.

Schorsch war von Beruf Stellmacher (Wagner) und arbeitete selbständig. Er zählte 32 Jahre, hatte seit zwei Monaten ein hübsches, dralles Weibchen und war reichlich mit Kundschaft versehen.

So schien denn die Existenz des Schorsch gesichert zu sein. Schon nach Erledigung der ersten Aufträge rissen die Kunden die Augen weit auf: Sakre, nom de Dieul! legte der ein Stück Arbeit hin, der hatte was gelernt!

Bald aber ging ein Mannen durch den Ort. Einer flüsterte es dem anderen zu: Wir haben einen „Sozialen“ unter uns, der Wagnerschorsch liebt die Straßburger „Freie Presse“. Tatsächlich hatte der junge Meister gleich nach seiner Niederlassung das Organ abonniert. Es waren wohl bei der letzten Reichstagswahl zum ersten Male Stimmen für den sozialdemokratischen Kandidaten ab-

gegeben worden — elf an der Zahl — aber bis zum Abonnement der „Freien Presse“ hatte sich doch noch niemand aufgeschwungen.

Sofort begannen „maßgebende“ Persönlichkeiten zu bohren und die Behörden setzten prompt den „Nadelstichapparat“ in Tätigkeit — der Wagnermeister lächelte zu allem. Leute, die kein Fuhrwerk hielten, erwogen ganz ernsthaft das Mittel des Bohrtotts, jene aber, die einen Wagner brauchten, erklärten kurz und bündig, daß es ihnen egal sei, was der Betreffende für eine Zeitung lese, wenn er nur gute Arbeit liefere.

Der Wagnerschorsch arbeitete und lächelte. Wenn ihn gelegentlich ein Bekannter fragte, ob er denn wirklich so ein Roter wäre, hob er den mächtigen Kopf mit der blonden Mähne von der Arbeit auf und blickte den Fragesteller mit seinen großen, blauen Kinder-Augen treuherzig an: „Natürlich, bin ichs, hast was dagegen?“ Und das stille, heitere Lächeln glänzte über dem frischen, runden Gesicht. Dann strich er mit den arbeitsiharten Fingern durch den rötlichen Schnauzbart, um wieder schweigend weiterzuschaffen.

Seit er sich nun gar eine junge, niedliche Frau aus der Pfalz geholt hatte, war er erst recht vergnügt. Seine Lene war katholisch, hatte sich aber nicht lange besonnen als der hübsche, fleißige Meister um sie warb. So lebten sie nun schon acht Wochen als Mann und Frau, und jeder Tag war ein Festtag für das junge Pärchen.

Heute aber, da der Schorsch die Gaststube betrat, lagen um seine Mundwinkel Falten des Kummers und seine Augen waren betrübt.

„Was hast denn, Schorsch, machst a Gesicht wie drei Tag Regenwetter, da sauf, dann wirst lustig!“ schrie jetzt der dicke Meher, ein Viehhändler aus Niedersalz und schob dem Angesprochenen die Flasche und ein Glas hin.

„Hat Dich Deine Alte g'ärgert? Laß' nur, des macht sich, an des muß Dich gewöhne, im Ehestand isch nitt alleweil Kirwe.“ mischte sich nun der Rudel-Kasper, ein Halbbauer aus der Stadt, ein, und der mußte es ja wissen, denn er lebte mit seiner Frau schon Jahrzehnte im Kriegszustand.

Schorsch, der gerade kein ausdauernder Trinker war, kam in dieser aufgeräumten Gesellschaft nach und nach auf den Geschmack. Als er gegen Abend schweren Schrittes seinem Heim zuwankte, das dicht am südlichen Stadttor lag, zeigte sein Gesicht eine bedenkliche Note, und seine gutmütigen Bernhardiner-Augen glänzten ganz eigentümlich. Nun hatte er das kleine, grün getünchte Häuschen erreicht und ging zuerst hinauf in die Stube. Seine Lene fand er nicht vor, doch der Kaffee stand in der Küche in der heißen Asche. Er goß sich eine Tasse nach der anderen ein, der Wein hatte ihm die Kehle trocken gebrannt.

Den ganzen Kopf trank er leer, dann ging er hinunter in seine Werkstatt. Da kam auch schon der Schuster von nebenan in seinen Pantoffeln angeschlürft. Der Streicher-Ridel war Schorsch's Nachbar und vertrauter Freund. Er stand im gleichen Alter mit ihm, war ein pfiffiger Kopf und galt im ganzen Orte als der beste Bibbold. Jeden Tag nach der Feierstunde saßen die beiden vor der Türe auf den Baumstämmen des Wagners.

Daß der Schuster jeden Abend zu seinem Nachbar kam, hatte außer den freundschaftlichen Beziehungen noch einen anderen Grund: er las heimlich die „rote Zeitung“ — las sie vom Anfang bis Ende. Dann „diskutierten“ die beiden, und der Schuhmacher, der rascher begriff, mußte Schorsch manches erläutern und begrifflich machen.

„Hast geles, Schorsch, wie's der Bebel dem Bülow im Reichstag g'het hat?“ fragte der schlante, hartlose Ritter vom Pfriemen, kaum daß er die Werkstatt betreten hatte. Der Angeredete nickte schweigend und ließ sich auf einem Holzblock nieder.

Der Schuhmacher schwang sich mit einem eleganten Schwung, der den geübten Turner verriet, auf eine Arbeitsbank und sah, während er sich mit ein paar raschen Bewegungen der Finger eine Zigarette drehte, seinem Gegenüber aufmerksam ins Gesicht. Dann reichte er Papier und Tabaksbeutel hinüber, Schorsch schüttelte aber müde den blondmähnigen Kopf.

„Was“, rief jetzt der Ridel aufs höchste erstaunt, „nitt emol e Zigarette! wilt Du rauche? Na, da möcht' ma doch gleich e Porzellan schlage.“

„Hör mol, Schorsch, Du g'fallst mir schon e paar Tag nitt, sag, was hast? Du weißt jo, ich find immer e Ausweg. Na, also, raus mit der Sprach, hat Dich die Lene g'ärgert?“

Es bedurfte nicht viel Juredens, um den armen Schorsch so weit zu bringen, daß er dem Freunde sein Herz ausschüttete.

So hub denn der junge Meister an zu erzählen. Stodend, rudweise schilderte er, was ihn bedrückte.

„Guck emol, Sepp, Du weißt doch, wie gut mer zwä, mei Lene un ich, bis dato mitinander gelebt hän.“

„Na, un jetzt isch's uff emol andersch?“ unterbrach ihn der Schuster verwundert. Schorsch nickte.

„Ja, seit vorgeschtern. Du weißt doch, daß mei Fra katholisch isch, un ich bin lutherisch. Eigentlich a nur der Form nach. Ich hab meiner Lene lei Vorschriften gemacht, hab se gehe losse in d' Kirch, so viel wie se hat welle. Es war a alles gut, bis der neie Pfaff komme isch, da hats ang'fange. Vorgeschtern hat se welle zum erschemol beichte, do am Ort. Do hat der Pfaff ihr ganz gehörig eig'heizt un hat g'sagt, sie kriegt lei Absolution, bis d' frei Preß' aukem Haus isch. Hat mei dumm Weib'l g'heult uff un

ganze Heimweg, um heit heult se immer noch. In Ihr Bett hat se nuff uff de Speicher g'stellt, der Pfarrer hat's so gewellt. — In mer sinn erscht acht Woche verheirat." —

Die letzten Worte waren in verhaltenem Schluchzen untergegangen, die großen, guten Augen standen voller Tränen.

Bisher hatte der Streichernidel geschwiegen und nur sein glattes, pffiffiges Gassenbubengesicht einigemal verzogen. Nun aber schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß das Werkzeug tanzte:

„In das laßt Dir g'falle, Du Simpel? Wer isch verheirat' mit Deiner Lene, Du oder der Pfaff? Sakre nom de Dieu, das müßt mir passere, na, ich sag Dir —“

Er sprang ganz erregt in der Werkstube herum und suchte wild mit den Häusten.

„Was soll ich denn mache, ich kann doch gege mei Lene nitt Gewalt anwende?“ stöhnte der Wagnerschorsch schmerzvoll.

„Nä, nä, das kannst freilich nitt,“ pflichtete der andere nachdenklich bei, „aber s' gibt e andere Weg, paß uff, Schorsch, der Schwarz isch für uns doch zu dumm, der muß früher uffstehn, wenn er uns verlaste will. Ich will e Schust sei, wenn Dei Lene nitt schon übermorge ihr Bett wieder vum Speicher holt un froh isch, wann Du bloß bei ihr schlase witt.“

Hierauf drückte er die Tür fest ins Schloß und setzte sich zu seinem Freunde, mit dem er eine Weile tuschelte. Schon nach wenigen Minuten hellte sich Schorsch's trübe Miene auf, und als sie schieden, umspielte seinen Mund ein siegesfrohes Lächeln.

Bald darauf kam Lene an das Fenster des Schusters, um nach ihrem Manne zu sehen. Er war aber nicht da. Auch der Nidel war nicht zu sehen, nur dessen Frau saß in der Stube. — Ob sie nicht wisse, wo ihr Schorsch sei.

„Wo wird er sei, er wird e Schoppe trinke irgendwo. Mußt'n Dei Schorschel immer uff em Schoß habe?“ sagte Frau Nidel im gutmütigen Spott: „d' Plitterwoche sinn doch schon vorbei, wirsch Dich schon noch dran gewöhne, wenn de erscht mol sechs Jahr verheirat' bisch.“

„A, das ischs nitt!“ Die junge Frau versuchte auf den Scherz einzugehen, brachte aber nur ein gezwungenes Staummeln hervor: „Meinetwege kann er sein, wo er will, ich kann a ohne ihn sei.“

„Galt emal, Lene.“ — die Schuhmacherfrau schlug sich befinnend an die Stirn, „hän Ihr Besuch g'hatt?“ Lene schüttelte verwundert den Kopf.

„Nä, warum?“

„Ich hab bloß gemeint,“ die Fragerin schwieg sichtlich verlegen. In Lene wurde aber nun die Neugierde lebendig.

„Worum fragst? Ned' doch, Gret!“

Frau Nidel hustelte und fuhr dann fort:

„Na, 's war mir so, ich will nig g'sagt habe, aber Dei Mann isch geschtern un a heit um die Zeit, ich will Dir's jetzt gradraus sage, mit em fremde junge Weibsbild an unserm Fenster vorbeistimme. Se sin mitnander do hintere an de Weiber gange.“

„Was sagst, witt mich soppe, Gret . . .!“

„Nä, Lene, ich will sterbe uff der Stall,“ wann's nitt woher isch,“ beteuerte Gretche mit heiligem Ernst.

Aber die Wagnersfrau hörte schon nicht mehr. Sie lief wie gefehrt an den letzten Häusern vorbei, dem Weiber zu. Und brantechte nicht lange zu suchen.

Gleich vorn, auf der ersten Bank saßen engumschlungen zwei Gestalten. Lene erkannte ihren Schorsch schon aus der Ferne.

Als das Pärchen Schritte vernahm, richtete es sich auf. Lene war schon dicht bei ihnen. Schorsch blidte seiner Ehehälfte wie unerschläffig entgegen — seine Begleiterin aber raffte mit einem Male ihre Röde auf und — was haste, was kannte — begann sie wie ein Biessel zu laufen und war bald in den Büschen verschwunden.

„Laß Dich nitt mehr do blide, Du nignuhiges Mensch, Du!“ keifte die Heranstürmende Lene, heiser vor Wut und Eifersucht.

„An Du treib'sch Dich mit fremde Menschen, mit Saumenscher Do bei der Nacht am Weiber rum, o, ich unglückliche Fra, was hab ich vor e Mann kriegt!“

Schorsch drehte sich in aller Gemütsruhe eine Zigarette und lächelte vergnügt. Und als seine Frau auf die Bank hinsant und laut in die Nacht hinausweinte, meinte er spöttisch:

„Seß Dich auf Deine Speicher un hol' Deine Pfaff.“

Dann schlenderte er gemächlich dem Städtchen zu.

Den ganzen folgenden Tag lief Lene mit verweinten Augen umher. Schorsch war in der Werkstalt und ließ sich nicht oben sehen. Gegen vier Uhr war er plötzlich verschwunden, obgleich die junge Frau aufgepaßt hatte wie ein Schiehhund. Na, er würde wohl bis zum Abend irgendwo kniepen, um dann wieder mit seinem Mensch zusammenzutreffen. Aber heute wollte sie die beiden schon besser fassen. Sie verließ schon frühzeitig das Haus, um sich nach dem Weiber zu begeben. Als sie an Nidels Wohnung vorüberkam, rief die Schustersfrau sie heran:

„Witt sicher Deine Schorsch suche, der isch nauf nach'm Franzoseanger gange, grad vor ener kurze Weil.“

Aha, die waren auch so schlau wie sie, dachte die Lene und rannte, was ihre Füße konnten, den Hügel hinan. Nichtig, soeben bogen sie um die Friedhofsmauer. Es war dasselbe Mensch, wie am Tage vorher. Wer mochte sie nur sein? Lene kannte alle Weibsbilder aus dem Ort, die in Betracht kommen konnten, von

denen war es keine. Es mußte demnach eine Fremde sein. Als Lene mit hochklopfendem Herzen an der Kirchhofsecke anlangte, war das Paar oben am anderen Ende der Mauer. Zu spät! Das Weib schien ein feines Gehör zu besitzen, denn sie hatte die Verfolgerin schon wahrgenommen. Mit einer stürmischen Umarmung nahm sie von dem Ehemann Abschied, um dann, wie am Abend zuvor, leichtfüßig davonzueilen. Schmerz und ohnmächtige Wut drückten wie Blei auf die junge Frau. Sie stolperte und fiel hin. Da blieb sie liegen und preßte ihr glühendes Gesicht ins taufrische Gras. Bimmend lag sie am Boden — durch ihren schlanken Körper ging ein heftiges Zucken.

Schorsch kam gemüthlichen Schrittes heran und richtete seine Frau auf. Willenlos, böllig gebrochen lag sie in seinen Armen. Da wurde es dem großen, starken Mann doch weich ums Gemüt. Er ließ sich auf einem Baumstumpf nieder und nahm die schluchzende Frau auf seine Knie. Mit der harten Arbeitshand wischte er ihr die Tränen von den Wangen.

„Wisch selber schuld, Lene, wenn zwei verheirat' sinn, dann gehören se z'samme, do hat sich lei Dritter dreinzumische. Soll dann des so weiter gehe?“

Sie gab keine Antwort und schluchzte nur leise vor sich hin. Aber er fühlte, daß sie sich enger an seine Brust schmiegte.

„Gud, Schak,“ begann Schorsch wieder, „wann de g'scheid bischt, kann alles wieder gut sein. Hol Dei Bett vom Speicher runter un schlaf wieder bei Dein Mann, wie sich's g'hört. Sag ja, Lene, dann isch alles gut.“

Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals und lachte und meinte, alles in einem.

„Ich will ja, Schorsch, alles will ich tu, wenn Du mer bespreche tußt, daß D' nimmi mit dem Mensch gehe witt!“

„Ganz gewiß nitt, Lene, aber wie isch des mit der Zeitung?“

„Dies, was Du witt, nur laß' das Mensch fahre,“ flehte Lene und drückte ihren Mund auf den seinen.

„Na, un der Pfaff, der gibt Dir kein' Absolution!“

„Ich brauch lei Absolution, er soll mir nimmi in's Haus kumme.“

Bald darauf trat das versöhnte Ehepaar Hand in Hand den Heimweg an. Der Schusternidel begrüßte sie mit einem triumphierenden Augenzwinkern, dessen Bedeutung aber nur Schorsch verstand. Erst später hat es Lene herausbekommen, daß das „nignuhige Mensch“ und der Nidel ein und dieselbe Person waren.

Helteste und neueste Kultur im Osten.

I.

Die deutsche Bourgeoisse jubelt in ihren Zeitungen, daß die Frage der Bagdadbahn endlich erledigt ist, — daß die Steine, die andere Nationen dem Bahnbau in den Weg werfen wollten, insolge vernünftiger Konzessionen an diese liegen geblieben sind, daß auch der Weiterbau von Bagdad nach dem persischen Meerbusen bezw. Kueit geregelt ist und sogar die ganze Arbeit nunmehr in einem beschleunigten Tempo vorwärts gehen soll. Und in ihrer Freude zitieren die Liberalen sogar den Genossen Vesel, der in einer Rede in Hamburg den Bahnbau eine Kulturthat genannt hat. Gewiß ist es eine solche, wo der Eisenbahnwagen faust, da repräsentiert er und der mit ihm verbundene Telegraph die moderne Kultur und sie geht auch schließlich auf die Menschen über, denen sie dienen, — aber wir Sozialisten können die Sache doch nur mit einem trodenen und einem nassen Auge betrachten. Denn die Bagdadbahn ist eben eine Kulturthat des Kapitalismus und kommt als solche einzuweilen auch nur diesem zugute, befriedigt seine Ausdehnungs- und Ausbeutungslust und gibt ihm eine neue Galgenfrist von einigen Jahrzehnten, damit er im Inlande nicht an seinem eigenen Felle erstickten muß. Und was nachher kommt, kann man gar nicht wissen. Nach der Kapitalisierung von Kleinasien, Mesopotamien und Babylonien — ein ungeheures Gebiet, das Milliarden von Kapitalien verschlingen und verzinsen kann — kommen sicher Assyrien, Armenien, der Osten von Arabien und Persien daran, allwo es auch sehr fruchtbare, noch keineswegs ausgenühte Landstreden gibt, auch in Zulestanz sind noch viele Schätze zu heben, die die Russen ihres Kapitalmangels wegen liegen lassen müssen. Es ist wirklich kein Wunder, wenn das Bank- und Industriekapital, und nicht bloß Deutschlands, jubelt. Von Konstantinopel bis Kueit ist es ungefähr so weit wie von Konstantinopel bis Paris und von Kueit bis zum Ogas ist noch einmal dieselbe Strecke. Was ist bei solchem Bau, was beim rollenden Material, was bei den späteren Getreidefrachten für das hungernde Westeuropa zu verdienen. Von dem Landpekulationen, industriellen Unternehmungen und Hypothekengeschäften gar nicht zu reden. Millionen von Menschen werden in wenigen Jahrzehnten dort neu emporkommen — leider nicht, um ihr Leben als Menschen zu genießen, sondern als Ausbeutungssubjekte für das Kapital zu dienen. Die Sozialisten mögen sich hinter den Chren Iraken, aber der von den Kapitalisten selber mehr gefürchtete als von den Sozialisten erhoffte „große Kladderadatsch“ scheint ins Unabsehbare vertagt, das Kapital braucht noch nicht die

große, allerletzte Krise befürchten, es kann sich einstweilen noch genügend betätigen — Heil uns!

Wir wollen an dieser Stelle keinen Vermutstropfen in den schäumenden Becher der Bourgeoisie träufeln, — er wird ganz allein kommen, der Kagenjammer nach dem schönen Nansche. Wir wollen uns nur ein wenig das Land ansehen, durch das die früher den Panikpfeil bildende Bahnlinie Bagdad-Kuweit sich hindurchziehen wird. Ueber 400 Kilometer ihrer mehr als 500 betragenden Länge werden in einem Lande liegen, das früher das fruchtbarste der Welt war, aber durch den Verfall der Bewässerungsanlagen und den Mangel an Menschen wieder zu der Wüste geworden ist, die es vor vielen Tausenden von Jahren war. Es ist das erste, das älteste Kulturland der Erde — **Altbabylonien**.

Man gab früher dem Nilande diesen Titel, aber je mehr man von Babylonien kennen lernt und seine Kultur mit der ägyptischen vergleicht, desto mehr kommt man zur Ueberzeugung, daß letztere in ihren Anfängen nicht ursprünglich, daß sie vielmehr eingewandert ist, eingewandert aus Asien zugleich mit dem Volke, das als ihr Träger erscheint.

Die Ägypter rechnet man zur sogenannten hamitischen Varietät, den dunkelweißen Menschen, die, vor Semiten und Ariern auftretend, den ersten Typus der Kaukasier repräsentieren. Sie selber stellen sich auf ihren Bildern stets von roter Hautfarbe dar und bezeichnen sich damit als eines Stammes mit den alten Phönikiern, deren Name, von den Griechen ihnen beigelegt, eben nichts anderes bedeutet als „die Roten“. Auch die ersten Bewohner des Landes Babylonien — Spuren einer älteren Bevölkerungsschicht hat man jedenfalls dortselbst noch nicht entdeckt —, man nennt sie nach dem Namen Sumir, den sie sich und ihrem Land beigelegten, die **Sumerier**, sind, nach ihren hinterlassenen Bildwerken zu schließen, gleichen Stammes gewesen und berühren sich wieder nach der anderen Seite hin selbst in der Sprache mit den mittelasiatischen Turkvölkern. Sie scheinen also von Turkestan, wie nach ihnen noch so mancher Völkerttrupp, nach dem Westen heruntergezogen zu sein in die Zweistromebene, das vom Unterlauf von Euphrat und Tigris umflossene, von ihnen überhaupt erst in jahrtausendelanger Tätigkeit angebaute Land. Dortselbst haben sie die ihnen eigentümliche sechsfache, durch künstliche Damm- und Kanalbauten erst ermöglichte Ackerbaukultur begründet. Das muß mindestens noch tief im sechsten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung geschehen sein. Vielleicht ein Jahrtausend später, als man kulturell so weit vorgeschritten war, schon eine Art Bilderschrift zu besitzen, muß aus Gründen, die wir nicht kennen, die aber wohl in einer gewissen Uebervölkerung zu suchen sind, eine langjährige systematische Auswanderung von Babylonien nach Ägypten, das den Auswanderern an seinem Strome dieselben Lebensbedingungen bot wie die alte Heimat, stattgefunden haben. Die Neueinziehenden brachten also die ersten Kulturelemente, so die Schrift, bereits mit — man hat in Ägypten bisher keine Vorstufe der Hieroglyphenschrift entdeckt —, bildeten sie nun aber selbständig und kräftig fort. Erst in späterer Zeit scheint dann auch die Meeresküste, Phönizien, besiedelt worden zu sein, als man die Furcht vor dem Meere, die ziemlich lange angehalten haben muß, einigermaßen überwunden hatte.

So ist Babylonien die Mutter der allerersten Kultur in Asien die in Afrika, deren Denkmäler jetzt wieder aus den Trümmern ausgegraben sind und noch immer neu ausgegraben werden, uns immer wieder neu in Verwunderung setzen und neben manchen Erklärungen uns auch immer wieder neue Rätsel aufgeben. Es ist von manchen ernstern Forschern auch behauptet worden, daß selbst die chinesische Kultur von der altbabylonischen abstamme. Jedoch liegt für diese Behauptung, wenn auch hohe Wahrscheinlichkeit, so doch noch keine positive Sicherheit vor. Freilich erinnert die heute noch von den Chinesen benutzte Zeichenschrift noch in hohem Grade an die der alten Sumerier, und die Tatsache, daß jene dieselbe nicht selbständig weiter bildeten, kann wohl anzeigen, daß sie sie auch nicht erfunden haben. Die den Sumeriern verwandten Ägypter haben jedenfalls die alte Schrift sehr schnell auf eine höhere Stufe gehoben.

Die alten Griechen glaubten, sie hätten ihre Kultur von den Ägyptern erhalten, wenigstens alte Sagen bereits auf die Phöniker hinwiesen — Beweis, wie wenig wirklich wissenschaftlicher Sinn bei jenen herrschte. Denn nach allem, was man jetzt weiß, kam ihnen die Kultur aus Kleinasien, wie sie denn auch wohl selber aus diesem Lande, aus ihren angeblichen Kolonien, gekommen sind. Denn Kleinasien, nicht Ägypten, nicht Phönizien, hat sich nach den neuesten Forschungen und Ausgrabungen als das Vorbild, insbesondere der Baukunst der Griechen erwiesen, — aus Kleinasien stammen auch ihre ersten Philosophen, ihre ersten Münzen; ihre ältesten Sagen spielen dort und bis hinaus an den Kaukasus.

Auch die Mutter dieser zweiten nach Westen geworfenen Kulturwelt ist Babylonien, doch ist diese nicht mehr rein sumerisch. Schon vielleicht im fünften, sicher jedoch im vierten Jahrtausend, zog die sumerische Kultur und der damit verbundene, wenigstens relative Reichtum Völkerschaften an, die, man weiß nicht seit wann, in den mesopotamischen und arabischen Steppen nomadisierten, von der Viehzucht lüchlich lebten. Sie herben in späterer Zeit Beduinen oder Araber, was wörtlich „Steppenbewohner“ bedeutet, sich aber begrifflich mit „Räuber“ so ungefähr deckt, denn nur als Räuber traten diese Herrschaften mit der sechsfachen Kultur in Verkehr. (Wie noch heute!) Es sind die **Semiten**, der gelblich-weiße Ast

des kaukasischen Stammes; sie sind mit den Sumeriern also nahe verwandt, vielleicht gleichzeitig mit ihnen ins Tiefland abgestiegen, dann aber beim Nomadenleben geblieben.

Diese Nomaden brachen also schon in jenen alten Zeiten ins Kulturland ein und holten sich Beute an Nahrungsmitteln und Kulturerzeugnissen, wohl auch Sklaven, die sie sonst nur in ehrlichem Tauschverkehr hätten erwerben können. Aber sie hatten nichts zum Austausch, dagegen waren sie kräftig und energisch geblieben, während der Städtebewohner unkräftiger geworden war. Schließlich fanden es ganze Beduinenstämme bequemer, gar nicht mehr aus dem Kulturlande herauszugehen, sondern sich in demselben als ein Herrenadel festzusetzen und sich von der Bevölkerung durch Naturalsteuern ernähren zu lassen, wenn man sie nicht überhaupt verflachte. Es ist das derselbe Vorgang, der einerseits dem Vordringen der Franken in Deutschland und dem der Deutschen im Slavenlande so ziemlich entspricht, andererseits aber auch wieder dem Einzuge der wandernden Germanen der Burgunder, Ost- und Westgoten, Longobarden usw. ins Römerreich. Nur geschah in Babylonien das umgekehrte wie zur Zeit der Völkerwanderung, wo die Eindringlinge ins Römerreich völlig romanisiert wurden, — gleich den Deutschen, die die Slaven deutsch machten, semitisierten die damaligen Eindringlinge die Bevölkerung des Kulturlandes.

Kleines feuilleton.

Aus dem Pflanzenleben.

Vom Blütenduft. Der oft so durchdringende und auf weite Entfernungen bemerkbare Duft von Blüten schließt ein Geheimnis in sich, das bisher allen wissenschaftlichen Untersuchungen bis zu einem gewissen Grade widerstanden hat. Man kann im allgemeinen nur sagen, daß die Blüten Stoffe entwickeln müssen, die sich durch Verdunstung der Luft mitteilen und auf diese Weise unser Geruchsorgan erreichen. Diese Dämpfe müssen ihre Fähigkeit, einen Reiz auf die Geruchsnerven auszuüben, in geradezu wunderbarer Weise behalten, weil der Duft mancher Blüten schon in kleinsten Mengen bemerkbar ist. Wie dieser Reizstoff von den einzelnen Pflanzen verfertigt werden, ist ein weiterer recht schwieriger Gegenstand der Forschung. Bekannt ist die Tatsache, daß die Stärke des Geruchs von Blütenessenzen durch die Wärme gesteigert wird. Bei der lebenden Pflanze dagegen wird sie nur durch die Tätigkeit ihrer selbst bestimmt und kann durch äußere Einflüsse in der Regel weder erhöht noch vermindert werden. Manche Blumen duften abends am stärksten oder fangen dann überhaupt erst zu riechen an. Ein Beispiel dafür ist die sogenannte Abendblütelle, die während des Tages völlig geruchlos ist; sie wächst wild in allen nördlicheren Teilen Europas auf den Feldern und auf Hügeln, ist aber auch zum Gegenstand der gärtnerischen Kunst geworden. Dasselbe gilt von mehreren Blüten braungelblicher Färbung, wie gewisser Pelargonien und Gladiolen. Besonders merkwürdig mit Bezug auf den Geruch ist die Gattung *Cestrum*, im deutschen gewöhnlich Hammerstrauch genannt. Von ihr gibt es eine Art, die nur am Tage, und eine andere, die nur in der Nacht duftet.

Eine andere Seite der Frage vom Blütenduft ist von der Physiologie des Menschen zu erörtern, indem unsere Empfindlichkeit gegenüber den einzelnen Blütendüften festgestellt und erklärt werden muß. Vor allem ist es auffällig, daß manche an sich durchaus angenehmen Gerüche zu Krankheitsercheinungen führen können. Leute mit Neigung zu Kopfschmerz und Nervenschwäche können beispielsweise den Geruch von Orangeblüten, Tuberosen, Narzissen und sogar von Weilschen nicht vertragen. Die allbekannte Erzählung von „der Blumen Nacht“ hat diese Erscheinung in dichterischer Art übertrieben. Ueber das Wesen der echten Duftstoffe kann man jetzt ausagen, daß sie sämtlich einen Kohlenwasserstoff enthalten und daß in der Ausscheidung dieses Gases auch die Giftwirkung, wenn man sich dieses starken Ausdrucks bedienen darf, auf den menschlichen Organismus beruht, indem dadurch größere Mengen von Kohlenensäure entstehen. Endlich kommt noch eine Frage in Betracht, um die sich die Gelehrten gerade in letzter Zeit hartnäckig gestritten haben, nämlich die nach der Bedeutung der Blütendüfte für die Pflanzen. Zunächst ist dabei selbstverständlich an die Anlockung der für die Befruchtung der Blumen nötigen Insektenbesuche zu denken. Die Botaniker haben sich im Hinblick darauf in zwei Lager gespalten, indem die einen behaupten, daß es nur die Blütenfarbe sei, von denen sich die Insekten leiten lassen, während die anderen dem Duft der Blüten eine wesentliche Wirkung oder Mitwirkung dabei zusprechen. Der belgische Forscher Plateau, der sich die größte Mühe gegeben hat, diesen Zweifel durch Versuche aufzuklären, ist zu dem Ergebnis gelangt, daß die Blütenfarben nur eine ziemlich beschränkte Wirkung auf die Insekten ausüben. Er hat damit eigentlich nur bestätigt, was schon Darwin auf Grund seiner unzähligen Experimente und Beobachtungen als das Wahrscheinlichste hingestellt hat. Auch aus der Beschaffenheit des Insektenauges ist der Schluß gezogen worden, daß diese Tiere in ihren Wahrnehmungen des Gesichtssinnes ziemlich schlecht gestellt sind, während sie meist vorzügliche Geruchsorgane besitzen. Somit dürften die Blütendüfte auch für die Pflanze selbst eine große Bedeutung haben.